Vossische Zeitung

26./VII. 1917

112

Der Krieg und das europäische Vermögen.

Von

Professor Dr. Franz Oppenheimer,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Daß dieser endlose, entsetzliche Krieg furchtbare Verluste nicht nur an unersetzlichem Blute, sondern auch an Hab und Gut gebracht hat, ist leider eine unbestreitbare Tatsache: aber so verzweifelt, wie Dr. H. Friedemann die Sache in seinem Aufsatz vom 11. Mai darstellt, liegt sie nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht, daß Europas Vermögen sich um 400 Milliarden Mark oder fast ein Drittel seines Bestandes vor dem Kriege vermindert hat. Diese im höchsten Maße pessimistische Rechnung beruht auf einer Anzahl von Irrtümern, von denen es mir gestattet sein mag, die wichtigsten aufzuklären.

Erstens hat Dr. Friedemann nicht in Rechnung gezogen, daß das Vermögen der europäischen Kulturstaaten im Frieden regelmäßig und beträchtlich wuchs. Der Zuwachs wurde für Deutschland allein auf jährlich 8 bis 12 Milliarden, durchschnittlich also auf 10 Milliarden Mark geschätzt. Wenn wir annehmen, daß Deutschlands Gesamtkosten für den Krieg, die kapitalisierten Invaliden- und Hinterbliebenen-Renten eingeschlossen, bis zum 1. August 1917 rund 120 Milliarden Mark betragen, so können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein volles Viertel dieser gewaltigen Summe nicht als damnum emergens, sondern als lucrum cessans verbucht werden muß, d. h. daß das deutsche Volksvermögen, wenn sonst alles andere beim alten geblieben wäre, sich nicht um 120, sondern nur um 90 Milliarden Mark vermindert hätte. Oder, noch anders ausgedrückt: wenn sonst alles beim alten geblieben wäre, so hätten wir die Kriegskosten nur zu drei Vierteln aus dem Vermögen, zu einem Viertel aber aus unseren regelmäßigen Ueberschüssen, die sonst als Ersparnis das Vermögen vermehrt hätten, gedeckt.

Aber auch diese Rechnung ist wahrscheinlich noch viel zu pessimistisch. Wir haben nämlich, so glaube ich wenigstens, während dieser drei Kriegsjahre viel mehr von unserem Einkommen erspart, ersparen müssen als im Frieden.

Um das zu verstehen, müssen wir von der realen Kaufkraft der Mark, die ja stark gesunken ist, abstrahieren, und unsere Gesamtrechnung in nominalen Mark aufmachen, da ja auch die Ausgabenseite der Kriegskosten in Mark ausgerechnet ist. (Es handelt sich hier also um die „Selbstüberzahlung", die Friedemann richtig, aber nicht ausreichend in Anschlag bringt.)

Alle volkswirtschaftliche Ersparnis ist das Ergebnis eines Subtraktionsexempels, bei dem als Minuendus oben der Geldwert der nationalen Erzeugung, als Subtrahendus unten der Geldwert des nationalen Verbrauches erscheint: die Differenz ist die Ersparnis. Nun glaube ich, daß trotz der Einziehung der Millionen von Produzenten zum Kriegsdienst der Gesamtwert der nationalen Erzeugung kaum viel geringer, vielleicht sogar größer ist als er im Frieden war: denn wir haben andere, wenn auch weniger Millionen neuer Kräfte an die Erzeugung gestellt: Frauen, Jugendliche, Gefangene, Neutrale. Trotzdem ist die Masse der Erzeugung selbstverständlich beträchtlich gesunken, aber jedes Stück Ware hat einen durchschnittlich so viel höheren Wert in Mark, daß der Gesamtwert kaum stark hinter dem Gesamt-Friedenswert zurückstehen dürfte.

Wie steht es nun mit dem nationalen Verbrauch, dem Subtrahendus? Er ist enorm gesunken!

Das klingt paradox angesichts der Tatsache, daß wir soeben selbst von der starken Steigerung fast aller Preise gesprochen haben. Dennoch glauben wir, es beweisen zu können.

Zuerst ist daran zu denken, daß das Reich den gesamten Privathaushalt seiner Bürger zu einem bedeutenden Teile auf seine eigene Kasse übernommen hat. Nehmen wir an, es seien durchschnittlich zehn Millionen Männer als Soldaten, Schipper usw im Dienste, und es koste nur 50 Mark monatlich, um einen erwachsenen Mann zu ernähren, bekleiden, behausen und mit dem Minimum von Tabak und Alkohol bei Laune zu erhalten. Dann spart der private Gesamthaushalt Deutschlands monatlich eine halbe Milliarde, jährlich sechs und in den drei Kriegsjahren achtzehn Milliarden allein aus diesem einen Posten, den das Reich auf Kriegsausgaben verbucht. Dazu kommt ein Unterhalt von einer Million Pferde, der mit we-

lich auf die Dauer, erzielen wird. Der Krieg, der an Zoten, Siechen und Krüppeln 15—20 Millionen Männer aus der europäischen Arbeiterschaft herausgenommen haben dürfte, hat das bereichte Erzeugnis des „Carbonarius", das bisher nur an Waren (Kartoffeln, Getreide, Weizen) angeheftet wurde, auf den Menschen erstreckt, und der Preis der Vernichtung Entronnenen wird viel höher sein als vorher der des ganzen Bestandes. Das aber ist ein Gegen nicht nur vom Standpunkt der Arbeiter, sondern auch von dem der Gesamtwirtschaft: denn die gewerbe einen neuen ungeheuren Binnenmarkt mit lohnenden wollig vermehrte Kaufkraft unserer Volksmassen wird unseren politik, sondern auch von dem der Gesamtwirtschaft: denn die Arbeiten erschließen, der uns den Handelsverkehr nach dem Kriege — wenn er kommt! — lohnend wird ertragen lassen.

Alles in allem: hart war uns ist der Krieg, und hart, bitter hart sind seine Opfer. Aber sie sind doch viel mehr in seelischen denn in wirtschaftlichen Gütern gebracht worden: in Schmerzen und Tränen, in zerstörtem Familienglück, in verlorener Kraft und Gesundheit von Millionen über die ganze Welt hin, und nicht zuletzt in der Zerstörung der Beziehungen von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch, und in der Zerstörung der Gesetzestreue bei Millionen. Aber wirtschaftlich stehen wir als Gesamtheit — von schmerzlichen Verschiebungen im Aufbau der Klassen abgesehen — kaum viel schlechter als vor dem Kriege. Und unsere Aussichten auf Gesundung dieser wirtschaftlichen Wunden sind gute, wenn die europäischen Siegerstaaten die auferlegenden Kräfte nur gewähren lassen. Größe und Gerechtigkeit sind Sonne und Regen für den Wachstum der Volkswirtschaft; und was allein der rührige Wachstum tragen wird, wenn das Dornengestrüpp seiner alten Mißregierung wirklich ausgerodet wird, ist genug, um ganz Europa reicher zu machen als es jemals gewesen ist. Das freie Rußland ist wahrlich „das Land noch unbegrenzterer Möglichkeiten".

Wie sagt der Berliner? „Bange machen gilt nicht."